

## »Das wollte eine Öffentlichkeit einmal wissen«

Münchens Residenztheater wollte ihm Hausverbot erteilen, Wolfgang Wagner ihn aus Bayreuths Festspielhaus werfen. Die Zeiten sind längst vorbei. Joachim Kaiser wird heute »wie ein Starkritiker behandelt« (Kaiser über Kaiser). Dabei ist ihm inzwischen weit mehr als an jeder Kritik daran gelegen, »dem Publikum klarzumachen, wie schön und wie wichtig Musik, Literatur und Theater sind und warum es sich lohnt, dafür Zeit zu opfern«.

*Herr Professor Kaiser, Sie sind seit über vier Jahrzehnten Musik-, Literatur- und Theaterkritiker. Hat es im Laufe der Zeit nicht massive Veränderungen gegeben in bezug auf Beruf und Auftrag eines Kritikers?*

**Joachim Kaiser:** Es gehörte zu den Vorteilen des Musikstandortes Deutschland, daß es die Bereitschaft gab, ausführliche Auseinandersetzungen über ästhetische Ereignisse in den Tageszeitungen zu verhandeln. Die Bereitschaft besteht heute kaum noch. Die große Kritik ist mittlerweile die Ausnahme. Dabei käme es darauf an, die interessierte Musiköffentlichkeit laufend durch vernünftig argumentierende Rezensionen mit einem neuen Streichquartett, mit der letzten Opernpremiere, mit dem Klavierabend eines jungen Pianisten oder mit einer Uraufführung zu konfrontieren. Aber ich habe das Gefühl, das gilt mehr und mehr als »old-fashioned«, als eklektisch oder nicht mehr journalistisch. Dagegen gibt es heute viele Vorberichte. Ein Probenbesuch, eine Diskussion mit dem Regisseur oder ein Interview mit der Sängerin, all das ist amüsanter und leichter lesbar als eine relativ ernsthafte Kritik. Ich beobachte also mit einem gewissen Kummer, daß die großen Rezensionen immer seltener werden.

Nehmen Sie zum Beispiel das »Klavier-Festival Ruhr«. Innerhalb von drei Monaten finden 70 bis 80 Klavierabende statt; es ist das größte Klavierfestival der Welt. Viele wissen das gar nicht. Im Ruhrgebiet erscheinen zwar mehrere Zeitungen, aber keine von ihnen bringt auch nur eine große Kritik. Was ich früher gemacht habe, geschieht nicht mehr, nämlich daß man tatsächlich einen dreispaltigen Artikel lang darüber nachdenkt, wie muß etwa Beethovens »Waldstein-Sonate« gespielt werden. Will man alle damit verbundenen Probleme erörtern, dann kommt dabei eine größere Kritik heraus, und es zählt zu den Genugtuungen meines Lebens, daß ich meine Leser oft dafür interessieren konnte.

Natürlich ist es einem total unmusikalischen Menschen, der von alledem nichts wissen will, schnuppe, ob Sie amüsant schreiben oder die Kritik in Schüttelreimen abfassen. Das leuchtet mir ein, es müssen sich ja nicht alle für Musik interessieren. Aber wir hatten im deutschsprachigen Raum – das sage ich Ihnen aus Leipzig mit geradezu erhobener Stimme, denn dort war es ja ganz besonders stark – eine musikalische Öffentlichkeit, die einzigartig war in der Welt. Wir hatten eine lebendige, herzliche Musikkultur. Und damit hatte auch die Musikkritik zu tun. Durch das Verbalisieren der musikalischen Sachverhalte versetzte sie das Publikum in die Lage, nun seinerseits über das Musikalische zu reden.

Daß dieses Verbalisieren gar keine einfache Sache ist, erhöht den Reiz. Etwa über Mozarts Streichquartette und –quintette – vielleicht die schönste Musik, die auf der Welt existiert – finden Sie kaum eine vernünftige Zeile, außer daß die Autoren sagen, »das ist wirklich wunderschön«. Aber zu zeigen, warum Mozarts C-Dur-Quintett mit den beiden Bratschen so schön ist, was da passiert, wie die Themen sich entwickeln, das macht Spaß – und das wollte eine Öffentlichkeit einmal wissen. Ich fürchte, diese Öffentlichkeit verschwindet zunehmend.

*In welchem Zeitraum würden Sie die von Ihnen beschriebene Musikkultur ansiedeln?*

**Kaiser:** Zwischen Schumann, Hanslick und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab es diese ausgebreitete musikalische Kultur. Da fühlte sich Deutschland als führendes Land der Welt, und es kamen ja auch viele – Gade, Grieg, selbst Tschaikowski – hierher, um zu lernen. Wir waren die Lehrer der Welt. Dann kam als gewaltiger Einschnitt der Erste Weltkrieg. Einen größeren Einschnitt hatte es zuvor nicht gegeben! Und danach setzte eine starke Intellektualisierung ein, die Kritiken wurden schärfer und heftiger.

Im Dritten Reich gab es diese scharfe Kritik nicht mehr. Die Nazis fanden die intellektualisierte Kritik als sehr jüdisch, und tatsächlich waren zum Beispiel die großen Berliner Kritiker alle Juden. Es durfte also keine Kritiken mehr geben, sondern nur noch schöne »Kunstabhandlungen«. In dieser Zeit wurde die Musik mehr verinnerlicht; die Leute flohen, wenn sie bürgerlich und nicht allzu faschistisch waren, in die Kammermusik.

Nach 1945 knüpfte man wieder an Traditionen aus den 20er Jahren an. Und plötzlich gab es auch wieder die große Kritik. So ein Phänomen wie die »Gruppe 47« ist ja nur dadurch zu erklären, daß die jungen Leute, die sich gegenseitig ihre Arbeiten vorlasen, endlich wieder eine ernsthafte, richtige Kritik haben wollten.

In den 60er Jahren, nach der APO-Revolution, die das bürgerliche Gefüge ziemlich erschüttert hatte, hörte das Interesse an diesen langen kritischen Auseinandersetzungen auf. Aber damit hatte auch der Vormarsch des Fernsehens zu tun. Seitdem lernten und lernen Kinder wahrscheinlich eher Fernsehen als Lesen. Da ist es schon sehr schwierig, jemanden für etwas Schwergewichtiges und Mühsames, für ein nachdenklich kritisches Rasonieren zu interessieren. Hinzu kommt, daß sich die Zeitungen in einem mörderischen Konkurrenzkampf befinden. Sie müssen Anzeigen bekommen, sich gegen die Beliebtheit des Fernsehens behaupten und versuchen, – salopp gesagt – nicht pleite zu gehen. Genau aus denselben Gründen werden auch die Illustrierten immer brillanter gemacht, schneller, piffiger und heftiger. Dem entgegen zu steuern ist nicht leicht. Sagt man, »jetzt müssen wir aber doch mal einen Aufsatz über die ›Psalmensymphonie‹ von Strawinsky veröffentlichen«, heißt es, »um Gottes Willen, wer will denn das noch so genau wissen, wir sind doch keine Fachzeitschrift für Musikliebhaber«.

Das ist eine heikle Situation, in der viele den Fehler machen, das Publikum überreden zu wollen: »Kinder, kommt mal, Bruckners Neunte ist eine tolle Sache, ihr werdet sehen, welchen Spaß das macht!« Gehen die Menschen vielleicht wirklich hin und macht es ihnen doch keinen so großen Spaß, dann sagen sie völlig zu Recht, »nein, so lustig, wie es uns versprochen wurde, ist es nicht gewesen«. Man muß meiner Ansicht nach anders vorgehen. Man muß erhoffen, daß im vernünftigen Menschen eine gewisse Resistenz gegen dieses Talkshow-Gerede oder gegen diese Artikelflut darüber, wie schön Diana aussah, erwacht. Und man muß den Leuten sagen: »Ihr müßt Zeit investieren. Wollt Ihr beispielsweise eine Wagner-Oper ›genießen‹, dann müßt Ihr den Text vorher ganz genau lesen, um jedes Wort einmal begriffen zu haben. Erst dann habt Ihr was davon. Aber Ihr werdet sehen, das ist nicht ganz ohne Opfer. Es gibt auch Durststrecken. Das macht nicht immer nur Spaß. Wenn Ihr das in Kauf nehmt, trotzdem sagt, ›ich mache mir die Mühe‹, dann wird diese Investition enorm belohnt.« Das ist meine Ansicht, das ist meine Philosophie, und danach richte ich jetzt mein Leben und meine Arbeit aus, daß ich dem Publikum klarzumachen versuche, wie schön und wie wichtig diese Sachen sind und warum es sich lohnt, dafür Zeit zu opfern.

*Welche Rolle spielt dabei die Kritik?*

**Kaiser:** Die Kritik in einer Tageszeitung hat die Aufgabe, die Beziehung zwischen der musikalischen Wirklichkeit und dem Publikum aufrecht zu erhalten. Das ist möglich, wenn

man es schafft, so amüsant, spannend und engagiert zu schreiben, daß die Leute das Gefühl haben, lesen sie es nicht, entgeht ihnen etwas.

Normalerweise kann man nicht exakt bestimmen, was eine Kritik bewirkt. Wird beispielsweise ein Buch lobend besprochen und dann sehr gut verkauft, weiß man nicht, ob das die Kritik bewirkt hat oder das Buch selber. Nur in wenigen Fällen kann man das nachvollziehen. So besprach ich einmal die Erinnerungen von Pablo Casals, der ein ethisch sehr wertvolles Leben geführt hat und der größte Cellist seiner Zeit war. Es ist ein tolles Buch, und man ist ganz ergriffen von diesem bedeutenden Menschen. Allerdings das amüsanteste Cellistenbuch, das ich in meinem Leben gelesen habe, ist ein anderes: Es ist von Gregor Piatigorsky und heißt »Mein Cello und ich«. Was er an wunderhübschen Anekdoten erzählt, ist phantastisch. Und genau das habe ich im letzten Absatz meiner sonst sehr lobenden und verehrungsvollen Kritik über Casals' Erinnerungen geschrieben. Ein paar Tage später ruft mich der Verlag an: »Herr Kaiser, es ist unglaublich! Sie haben in Ihrer Kritik dieses Buch von Piatigorsky gerühmt – jetzt fragen alle Leute danach.«

*Sie haben es angesprochen: Die jüngere Generation ist vom Fernsehen geprägt, ist unter anderen Voraussetzungen groß geworden. Das betrifft auch die musikalische Bildung. Muß sich die Kritik nicht darauf einstellen, daß der heutige Leser weit weniger Musikwissen als früher hat?*

**Kaiser:** Das betrifft ja nicht nur das Musikwissen. Zum Beispiel genügt es heute nicht mehr, von »Madrid« zu sprechen, sondern Sie müssen »Madrid, die Hauptstadt Spaniens« sagen. Aber es gibt eine schriftstellerische Technik, alle Informationen, die man dem fehlenden Wissen geschuldet geben muß, als Glieder eines Gedankenganges erscheinen zu lassen. Man kann eine These so entwickeln, daß die Argumente zugleich die Informationen enthalten. Wer nicht weiß, daß der »Tristan« von Wagner ist, der erfährt es als Information, indem ich über Wagner und den »Tristan« etwas entwickle.

Freilich stößt man dabei auch an Grenzen. So ist es sehr schwer, über musikalische Gegenstände zu reden, ohne die Wörter »chromatisch« und »diatonisch« zu benutzen. Wenn Sie zeigen wollen, was etwa bei Wagner anders als bei Mozart ist, dann können Sie es nicht nur blumig umschreiben. Sie müssen also diese Wörter so auflösen, daß der Leser einerseits sich nicht allzusehr in die Schülerrolle gedrängt fühlt, andererseits trotzdem in die Lage versetzt wird, es zu verstehen.

Etwas anderes macht die Sache zusätzlich heikel: Als junger Kritiker will man zeigen, was man alles weiß. Man schreibt, grob gesagt, für die Kollegen. Ist man älter, dann hat man diese Art nicht mehr nötig. Man sagt sich, »ich schreibe ein bißchen einfacher, denn ich möchte die Menschen, die nicht professionell damit zu tun haben, berühren und nicht bloß die, die sowieso alles wissen oder sogar besser wissen«. Allerdings ist dann die Versuchung groß, daß man quasi tingeln geht – so wie die drei Tenöre. Wenn die ihre Arien singen, hat das kaum noch mit Seriosität zu tun. Das heißt, man muß ganz genau spüren, bis zu welchem Punkt man um des besseren Verständnisses willen vereinfachen darf. Und man muß aufpassen, daß man nicht anfängt, ein bißchen heiter herumzuquasseln, weil man sich darauf verlassen kann, daß die anderen keine Ahnung haben. Das ist eine Frage der Selbstdisziplin. Sonst kann es passieren, daß man den Kredit, den einem das Publikum gibt, leichtfertig verspielt.

*Sie haben den Auftrag des Kritikers ausführlich definiert. Aber sind Sie nicht eigentlich der einzige, der noch große Kritiken schreibt?*

**Kaiser:** Der einzige bin ich sicher nicht, wenn auch das, was ich schreibe, tatsächlich meist länger als anderes ist. Ich möchte jedoch wissen, wie man auf 50 Zeilen, also eineinhalb Schreibmaschinenseiten, eine Aufführung der h-Moll-Messe besprechen soll. Das hat keinen Zweck. Da kommt man kaum dazu, sämtliche Mitwirkende und Solisten zu nennen, geschweige denn, auch nur anzudeuten, wie es vielleicht gewesen ist. Das geht nicht. Nun gibt es überall die Boulevardzeitungen. Und alle Leute, denen Kultur nicht so sehr wichtig ist und die dennoch wissen wollen, wie vielleicht die neue Oper von Henze ist, sind im Grunde froh, wenn sie flott und kurz informiert werden: Das Publikum hat gebuht, dem Kritiker hat es nicht gefallen, aber Frau Sowieso hat gut gesungen. Diese Form von Kritik wollen im Grunde alle die Leute, für die Kunst nur eine von vielen Unterhaltungsmöglichkeiten ist.

*Verfolgt man Ihre Kritiken, erlebt man Sie vor allem als Anwalt der Kunst. Und die scheint etwas losgelöst von der sie umgebenden Wirklichkeit. Welchen Grund hat es, daß Sie sich kulturpolitischer Themen eigentlich nie so recht angenommen haben?*

**Kaiser:** Eine Zeitung sollte sehr vorsichtig sein mit der Kulturpolitik. Wenn sie sagt, der soll Intendant oder jener Dirigent werden, dann hat sie für den Betreffenden Partei ergriffen. Gibt er dann seine Konzerte und ich schreibe positiv darüber, sagen alle, »der Kaiser hat ihn ja geholt«. Schreibe ich aber negativ über ihn, heißt es, »merkwürdig, erst empfiehlt er ihn, und jetzt sagt er, er sei schlecht«. Deshalb sollte eine Zeitung meiner Ansicht nach nicht im Übermaß selbst Kulturpolitik machen, sondern die Kultur kritisch begleiten. Das ist eine vielleicht zu vorsichtige These, aber es ist die meine.

*Heute gibt es kaum noch eine kleine oder mittelgroße deutsche Stadt, die mehr als eine Tageszeitung hat. Dort sitzt – wenn überhaupt – ein Musikredakteur, der nicht bloß Musikkritik betreiben kann, sondern auch zur ganz gewöhnlichen Redaktionsarbeit verpflichtet ist. Was würden Sie einem solchen Redakteur raten, wie er seiner Aufgabe am besten gerecht werden kann?*

**Kaiser:** Normalerweise gehört die einzelne Kritik zu einem Chor: Es ist viel besser, wenn mehrere Kritiken über einen Gegenstand erscheinen. Gibt es nur einen Kritiker, ist das weder für die Künstler noch für die Öffentlichkeit gut. Hier in München widersprechen mir andere Kritiker, und das ist in Ordnung.

In einem solchen Fall jedoch, wie Sie ihn beschreiben, kann man es nicht anders als mit einem gewissen Selbstbewußtsein machen. Man muß zu seinem Chefredakteur oder Feuilletonchef gehen und sagen, »ich weiß schon, wir haben wenig Platz, und der Kaninchenzüchterverband ist ungeheuer böse, wenn wir seine Sitzung nicht besprechen, und wir kriegen keine Kinoanzeigen mehr, wenn wir nicht diesen Film besprechen. Ich bitte trotzdem um die Chance, jede Woche einmal mit 100 Zeilen mein Wort zur Musik zu sagen. Sollten sich die Leute darüber beschweren, dann ziehe ich die Konsequenzen.« Stünde so ein junger Redakteur vor mir, dann würde ich ihn mir ansehen und wohl sagen, »gut, das probieren wir«. Doch ich habe oft das Gefühl, es gibt da so einen vorauseilenden Gehorsam, daß man sich das gar nicht mehr traut.

Man sagt immer wieder, dies oder das sei eben ein »Sachzwang« – und dann führen lauter für sich genommen ganz vernünftige und begreifliche Sachzwänge plötzlich zum Sieg einer totalen Unvernunft. »Ach Gott, wer versteht schon was von Musik; die Leute können doch die *Frankfurter Allgemeine* und die *Süddeutsche* lesen; wir haben sowieso niemanden, der das besprechen kann«. Erscheint aus lauter solchen »vernünftigen« Gesichtspunkten heraus

überhaupt keine Musikkritik mehr, dann hört plötzlich die Musik auf, für die Menschen da zu sein.

Daß ein 15jähriges Mädchen schluchzend und ohnmächtig vor irgendwelchen Popgrößen niedersinkt, das mag passieren. Aber irgendwann muß man ihm vielleicht klarmachen, daß es noch andere Möglichkeiten gibt, seiner Seele Lauf zu lassen und etwas zu erleben. Unternimmt das niemand, hat kein junger Redakteur den Mut dazu, dann hört das eben auf.

*Schreibt ein Musikkritiker in einer solchen »Eine-Tageszeitungs-Stadt« einmal etwas Negatives über das Stadttheater, kommt prompt der Anruf beim Chefredakteur. Und dann kann es schon passieren, daß der, weil er zusammen mit dem Intendanten gerade eine Gala vorbereitet, seinen Kritiker rügt. Welche Stellung und welchen Rückhalt innerhalb einer Zeitung hat heute ein Musikrezensent oder überhaupt ein Feuilletonist?*

**Kaiser:** Die Feuilletonisten sind immer die Prügelknaben der Redaktion, weil alle denken, sie können mitreden. »Was habt Ihr denn da gemacht« oder »wieso habt Ihr das nicht« – das wird dem Wirtschaftsredakteur nie passieren, eben weil dort nicht alle mitreden können. Allerdings dürfen Sie mir diese Frage insofern nicht stellen, als daß ich in gewisser Weise wie ein Starkritiker behandelt werde. Heute nehmen mich die Leute hin wie schlechtes Wetter; ärgern sie sich, sagen sie eben, »es hat geregnet«. Früher war das anders, da hat man sich noch aufgeregt. Dabei denke ich, Starkritiker sind nichts anderes als überschätzte Individuen. Das Publikum ist durch viel zu viele Informationen vollkommen desinformiert und sucht deswegen eine halbwegs vertrauenswürdige Figur, deren Meinung es übernehmen kann. Das gilt natürlich nicht für junge Kritiker. Die müssen sich nach allen möglichen Decken strecken. Und sie müssen oftmals mit überzogener Brillanz auftrumpfen, nur um toll zu sein und um aufzufallen. Das wirkt dann ziemlich verkrampft und ist nicht angenehm. Aber natürlich hat die Jugend den Vorteil der Frische und der Kraft, um damit fertig zu werden.

*Abgesehen vom einzelnen Musikkritiker – welche Bedeutung hat das Feuilleton für eine Zeitung von heute? Wird es nicht mancherorts nur noch als Biotop angesehen?*

**Kaiser:** Schauen Sie das Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* an. Das ist seit einigen Jahren in der zweiten Lage. Früher wußte man nie, ob es auf Seite 9, 46 oder 51 steht. Jetzt ist die erste Lage Politik und die zweite das Feuilleton. Das ist ein großer Fortschritt. Und jüngst, zum 50-Jahr-Jubiläum der *Süddeutschen*, hielt ein Feuilletonist den Festvortrag. Das ist schon von Bedeutung, wenn Sie bedenken, wie die Zeitung normalerweise aussieht: Passiert politisch etwas Wichtiges, dann gibt es gar keine Kultur; ist nichts los, etwa im August, dann ist auf einmal ein kulturelles Thema wie Bayreuth oder Salzburg erwünscht. Das Feuilleton ist wohl immer auch eine Art Spielwiese, über die man grinst und über die man sich amüsiert, auf die man gelegentlich aber auch stolz ist. Und gerade hier in München, das nun einmal eine Kulturstadt mit mehr Orchestern und hochbezahlten Dirigenten als in jeder anderen Stadt der Welt ist ...

*... weil München dafür drei Träger hat: den Freistaat, die Stadt und den Rundfunk.*

**Kaiser:** Gut, aber Kultur spielt hier eine gewisse Rolle. Im Moment ist es vielleicht etwas zu sehr abgeblendet, doch das kann sich auch wieder ändern. Denken Sie doch nur an »Die Toten des Jahres«, die jede Zeitung zu Silvester abbildet. Zählen Sie mal nach, wie das Verhältnis von Künstlern zu Politikern ist. Da hat man das Gefühl, die ganze Welt bestehe nur aus Schauspielern, Schriftstellern und Sängern. Von vielleicht 60 Toten des Jahres kommen 40 aus dem Bereich des Feuilletons.

Freilich hat man manchmal das Gefühl, das Feuilleton ist ganz nett, aber die eigentlichen Entscheidungen werden woanders getroffen. Und mit dieser Spannung muß man leben.

*Seit einiger Zeit wird heftig um die öffentlich subventionierte Kultur diskutiert. Es geht vor allem ums Geld, aber auch um Inhalte. Scheint es nicht absehbar, daß sich all die etablierten Kunstbetriebe, vor allem die festgefahrenen Strukturen verändern müssen?*

**Kaiser:** Das ist für mich eine fast schmerzlich zu beantwortende Frage. Sehe ich etwa den »Ring« in Bayreuth, dann verstehe ich intellektuell zwar, warum man sich total von den traditionellen Inszenierungen entfernt. Ich verstehe, warum Wotan mit einer Aktentasche kommt und warum Siegfried mit Strampelhöschen herumläuft und so weiter. Dahinter steht sicher eine kritische Absicht. Aber gefühlsmäßig geht es mir völlig gegen den Strich. Es kommt kein Musiker auf die Idee, im Violinkonzert von Brahms auch nur einen Takt zu verändern. Aber die Eingriffe, die sich beispielsweise Castorf bei Lessing leistet, die sind enorm. Da bleibt von dem Klassiker nichts mehr übrig.

Für mein Empfinden bringt eine Stadttheaterkultur, die dem Zeitgeschmack nachläuft und sich gar nicht mehr als Anwalt großer traditioneller Kunst versteht, das ganze Subventionstheater ins Wanken. Theater, Universitäten, Museen und dergleichen werden subventioniert, weil sie für die geistige und seelische Entwicklung des Menschen für nötig erachtet werden. Die Menschen sollen die Chance haben, sich eine anständige »Faust«-, »Hamlet«-, »Tristan«-, »Fidelio«- oder »Wozzeck«-Aufführung ansehen zu können, ohne dafür 700 Mark bezahlen zu müssen. Aber viele Theater – und leider auch viele Kritiker – glauben, interessant ist nur, was diese Stücke vollkommen auf den Kopf stellt. Ein großes Werk von Mozart einem Publikum, das es noch nicht kennt, nahezubringen, scheint man nicht mehr als Hauptaufgabe zu sehen. Von der Seite her, so sehe ich es, erfolgt die Aushöhlung der ganzen Stadttheaterkultur.

Die Schwierigkeit ist allerdings auch: Versucht jemand eine halbwegs werk- und textgetreue Aufführung, ist aber nur mittelbegabt, dann schlagen die großen Texte zurück, und es kommt das heraus, was man abfällig »Stadttheater« nennt. Die Verse werden nicht so gut gesprochen. Es wird nicht so gut gesungen. Das heißt, wo jemand zwar werktreu, aber nicht fabelhaft begabt ist, da legt sich ganz leicht der Rauhreif von Routine und Langeweile, eben von Stadttheater-Mittelmäßigkeit auf die Sache. Infolge dessen hält man es für viel »munterer«, wenn es ganz anders gemacht wird: Wir lassen die schweren Arien weg, weil unsere Leute die nicht singen können, besetzen das Stück mit jungen Mädchen, die sich auch mal ausziehen müssen, und wir verlegen das Ganze in einen Coffeeshop in Südamerika. Und wer das eigentliche Werk kennenlernen will, der kann sich ja die Platten anhören. – Mit dieser Alternative tue ich mich sehr schwer.

Ich weiß, wenn die Theater versuchen, einen »Tristan« ungefähr so aufzuführen, wie Wagner sich das vorgestellt hat, dann kommen im allgemeinen mittelkonventionelle Aufführungen zustande. Lassen sie dagegen das Stück beiseite, bringt ein Regisseur nur seine Auffassung, seine Einfälle und seine Assoziationen, dann herrscht zwar totale Willkür, die Presse jedoch reist an und es gilt als Sensation. Aber man hat sich eben nicht mehr an das Werk gehalten, und warum das subventioniert werden muß, weiß ich nicht.

*Angesichts der heutigen Situation, würden Sie da gern noch einmal als junger Kritiker anfangen?*

**Kaiser:** Das ist eine sehr hypothetische Frage. Ich glaube, Kritiken schreiben ist etwas für junge Leute. Im Augenblick macht es mir viel mehr Spaß, Menschen auf Sachen hinzuweisen, die ihnen vielleicht noch fehlen oder deren Qualität sie noch nicht kennen.

Als junger Kritiker dagegen muß man erst einmal eine geistige Position entwickeln. Da darf man sich nicht – vorausgesetzt, man hat *mehr* zu sagen – an kleinen Kritiken verzetteln. Denn ein Kritiker muß, damit man ihn ernst nimmt, eine Stimme von Rang werden. Und das kann er nicht im Tageszeitungsfeuilleton. Das kann er nur mit großen Aufsätzen und Essays bis hin zu Buchveröffentlichungen. Es sei denn, es hindert ihn daran mangelndes Talent. Und dann tut er mir nicht allzu leid. Denn um die Notwendigkeit, eine geistige Position zu entwickeln, kommt keiner herum. Und wer lauter Gründe nennt, warum das leider nicht geht, der macht die Gesellschaft und die Umwelt für die eigene Mittelmäßigkeit verantwortlich.

*Interview: Claudius Böhm, Christian Ehlers*